

„Man müsste Klavier spielen können...“

Was Musikpädagogik und Schönheitschirurgie gemeinsam haben

Ilka Siedenburg

*„Man müsste Klavier spielen können,
wer Klavier spielt hat Glück bei den Frauen.
Weil die Herrn, die Musik machen können,
schnell erobern der Damen Vertraun.“¹*

Der bekannte Schlager von Johannes Heesters bringt die verbreitete Alltagsvorstellung zum Ausdruck, musikalische Aktivität steigern die erotische Ausstrahlung und verschaffe so einen Vorteil bei der Partnerwahl. Doch was ist dran an diesem Klischee, und welche Bedeutung hat es für diejenigen, die ein Instrument erlernen?

Die Vorstellung einer betörenden Wirkung des Musizierens findet sich in vielen Mythen und Sagen: Odysseus ist den Sirenen ebenso ausgeliefert wie die Rheinschiffer der Loreley. Ähnliche Beispiele lassen sich in unterschiedlichen Kulturkreisen finden.² Auch aus wissenschaftlicher Perspektive wurde die Vorstellung einer erotischen Komponente der Musik immer wieder aufgegriffen. Wenn man nun davon ausgeht, dass Musizieren die Möglichkeit birgt, andere zu bezaubern, kann dies ein Beweggrund sein, um selbst musikalisch aktiv zu werden. Musikpädagogische Angebote können dem-

nach auch mit dem Ziel aufgesucht werden, die eigene Attraktivität zu steigern. Doch kann und will die Musikpädagogik solche Erwartungen erfüllen und damit der Schönheitschirurgie oder dem Fitnessstudio Konkurrenz machen?

MUSIK UND EVOLUTION

Die Evolutionstheorie hat sowohl unser Alltagsverständnis als auch die wissenschaftliche Erklärung menschlichen Verhaltens nachhaltig geprägt und wurde auch auf die Musik vielfach angewendet. Charles Darwin hielt musikalische Fähigkeiten für geheimnisvoll, da ihr Nutzen für das Überleben und die Fortpflanzung nicht offenkundig sei. Seine Vermutung: Musik habe die Funktion, sich gegenseitig zu umwerben, „to charm each other“, wie er sich ausdrückt.³ Spätere evolutionstheoretische Ansätze knüpfen an diese Grundidee an und betrachten Musik als menschliche Entsprechung zu den Balzlauten der Tiere.⁴

Sprachlich erscheint dies zunächst aufgrund der Analogie zum Gesang von Vögeln einleuchtend. Wenn man aber solche tierischen Äußerungen als „Musik“ definiert, müssten andere Balzlaute konsequenterweise ebenfalls



© Minerva Studio_fotolia

dazu gezählt werden. Die Brunftschreie von Hirschen oder das Klappern von Störchen als musikalischen Ausdruck zu betrachten, erscheint jedoch weitaus weniger plausibel.

Zudem wird der Musik eine Bedeutung als evolutionäres Selektionskriterium zugeschrieben. Dabei sind unterschiedliche Argumentationen anzutreffen: Zum einen werden musikalische Fähigkeiten als Indikator für Intelligenz und körperliche Fitness interpretiert, aufgrund derer das menschliche Weibchen Schlüsse hinsichtlich der Qualität der Gene ziehen kann. Zum anderen wird musikalischer Ausdruck als „akustisches Pfauenrad“ betrachtet, also als beeindruckendes Merkmal, das sich zwar für das Überleben als überflüssig herausgestellt, aber dennoch als Kriterium der Partnerwahl weiterentwickelt hat.

Beide Argumentationen können wenig überzeugen – zunächst aufgrund des implizierten Modells der „Damenwahl“. Geht man davon aus, dass nur das Männchen mit seinen musikalischen Fähigkeiten das Weibchen beeindrucken will und nicht umgekehrt, müssten die musikalischen Qualitäten von Frauen geringer ausfallen als die von Männern. Im Gegensatz zu Herrn und Frau Amsel ist dies beim Homo sapiens aber nicht der Fall. Der Hand-

lungsspielraum, den Männer und Frauen in verschiedenen Kulturen bei der Partnerwahl haben, scheint sich ebenfalls nicht auf das jeweilige musikalische Ausdrucksvermögen der Geschlechter auszuwirken. Zudem zeugen Musiker nicht mehr Kinder als Nicht-Musiker, und Menschen, für die aufgrund ihrer Lebenssituation oder ihres Alters die Partnerwahl eine geringe Rolle spielt, sind ebenso musikalisch aktiv wie solche, die gerade eine Familie gründen wollen. Auch die sexuelle Orientierung ist für die Entwicklung musikalischer Fähigkeiten nicht relevant.

Dies alles spricht gegen die von Dietrich Helms als „Zuchtwahlthese“ bezeichnete Vorstellung, die seiner Meinung nach auf einem grundsätzlichen Denkfehler beruht: „Ich meine, Musik ist eine kulturelle Kategorie. Die natürliche Zuchtwahl Darwins dagegen ist eine biologische Kategorie. Beides lässt sich kaum glaubwürdig zueinander in Beziehung setzen, will man nicht alle Äußerungen des Lebens auf den Überlebenskampf der Gene reduzieren und die Biologie als Wissenschaft vom Leben zur Wissenschaft aller Lebensäußerungen erheben.“⁵

Es gibt jedoch auch in der Tradition Darwins stehende Ansätze, die über die Zuchtwahlthese hinausgehen. Musik wird in diesem Fall nicht mit sexueller Selektion, son-

dem mit Gruppenstärkung und Gruppenselektion in Verbindung gebracht.⁶ Diese Argumentation lässt sich auch mit Helms' Verständnis von Musik als „kulturelle Kategorie“ in Einklang bringen und kann dazu beitragen, die Bedeutung von Musik für zwischenmenschliche Beziehungen zu erklären.

EMPIRISCHE FORSCHUNG

Ein Forschungsteam um den französischen Psychologen Nicolas Guéguen⁷ näherte sich der Frage auf andere Weise: Ein attraktiver Zwanzigjähriger erhielt den Auftrag, auf der Straße junge Frauen anzusprechen. Sein Text: Er finde sie sehr hübsch und würde sich gerne mit ihr treffen, müsse aber jetzt arbeiten, ob sie ihm ihre Telefonnummer geben könne. In hundert Fällen trug er dabei einen Gitarrenkoffer, in weiteren hundert eine Sporttasche und hundert Mal hatte er kein Gepäck dabei. Das Ergebnis: Mit Gitarrenkoffer erhielt er Telefonnummern von einunddreißig Frauen, ohne Gepäck von vierzehn und mit der Sporttasche von neun Frauen. Eine israelische Studie kommt bei der Untersuchung von Facebookprofilen zu einem ähnlichen Ergebnis:⁸ Ein junger Mann erhielt mehr positive Antworten auf seine Freundschaftsanfragen an weibliche Testpersonen seines Alters, wenn er auf seinem Profilbild eine Gitarre in der Hand hielt. Die empirische Forschung liefert also deutliche Hinweise darauf, dass es für Männer hilfreich sein könnte, Gitarre zu spielen, um Glück bei den Frauen zu haben.

[Ein junger Mann erhielt mehr positive Antworten auf seine Freundschaftsanfragen an weibliche Testpersonen seines Alters, wenn er auf seinem Profilbild eine Gitarre in der Hand hielt.]

Zur Erklärung ihrer Befunde ziehen beide Forschungsgruppen evolutionsbiologische Theorien heran. Dies kann wenig überzeugen, selbst wenn man die oben formulierte grundsätzliche Kritik an der Zuchtwahlthese außer Acht lässt und darwinistisch argumentiert: Ein Sportler dürfte mindestens ebenso mit körperlicher Fitness und „guten Genen“ in Verbindung gebracht werden wie ein Musiker. Dass musikalische Fähigkeiten von den angesprochenen Frauen zusätzlich als Hinweis auf Intelligenz betrachtet werden, ist spekulativ und kann zudem eher auf den Verbreitungsgrad umstrittener populärwissenschaftlicher Publikationen zum Thema „Musik macht klug“⁹ denn als anthropologische Konstante interpretiert werden. Auch die Argumentation von Guéguen, musikalische Betätigung werde mit Erfolg und einem hohen Einkommen in Verbindung gebracht, leuchtet wenig ein. Selbst wenn den in der Studie angesprochenen Frauen nicht bekannt sein sollte, dass Musiker im Durchschnitt

eher wenig verdienen, dürfte ihnen bewusst sein, dass die Wahrscheinlichkeit gering ist, auf der Straße von einem reichen Popstar mit einem Gitarrenkoffer in der Hand angesprochen zu werden.

Nichtsdestotrotz werfen die Ergebnisse viele interessante Fragen auf: Was wäre, wenn der Proband anstelle der Gitarre eine Geige dabei hätte? Wie würde das Ergebnis ausfallen, wenn die Studien mit einer Frau durchgeführt würden? Wie ist die Wirkung im Hinblick auf homosoziale oder homoerotische Beziehungen? Welche Rolle spielen das Alter, die Kultur oder das soziale Umfeld? Hier bleibt noch vieles zu erforschen.

Andere empirische Studien beschäftigen sich mit der Rolle des Musikgeschmacks bei der Partnerwahl. Dolf Zillmann und Azra Bhatia¹⁰ kommen zu dem Ergebnis, dass bei Männern eine Vorliebe für Heavy Metal Attraktivitätssteigernd sei, während Frauen durch eine Klassikpräferenz anziehender wirkten. Hier zeigen sich Analogien zu stereotypen Geschlechterbildern wie dem des wilden, rebellischen Mannes und der sanften, romantischen Frau. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass hier lediglich Tendenzen erfasst werden können und das Ergebnis nur begrenzt verallgemeinerbar ist: Paarkonstellationen aus Metalfans und Klassikliebhaberinnen dürften eher die Ausnahme als die Regel sein.

Eine Studie von Duane E. Lundy et al.¹¹ legt eine andere Sicht der Dinge nahe. Das Team untersuchte in einer zweiteiligen Studie sowohl die ästhetischen Präferenzen von Menschen in existierenden Partnerschaften als auch die Wirkung fiktiver Personen mit unterschiedlichen Vorlieben im Bereich Musik oder Film. Das Team kam zu dem Ergebnis, dass sich die Anziehungskraft zwischen den Menschen steigert, wenn sie ästhetische Präferenzen teilen. Das Phänomen beschränkt sich nicht auf erotische Beziehungen, sondern ist auch bei sonstigen Kontaktaufnahmen festzustellen. Die oben genannte evolutionspsychologische Vorstellung, Musik habe eine Bedeutung für die Gruppenselektion, lässt sich mit diesem Ergebnis gut in Einklang bringen.¹² ...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 3/2016